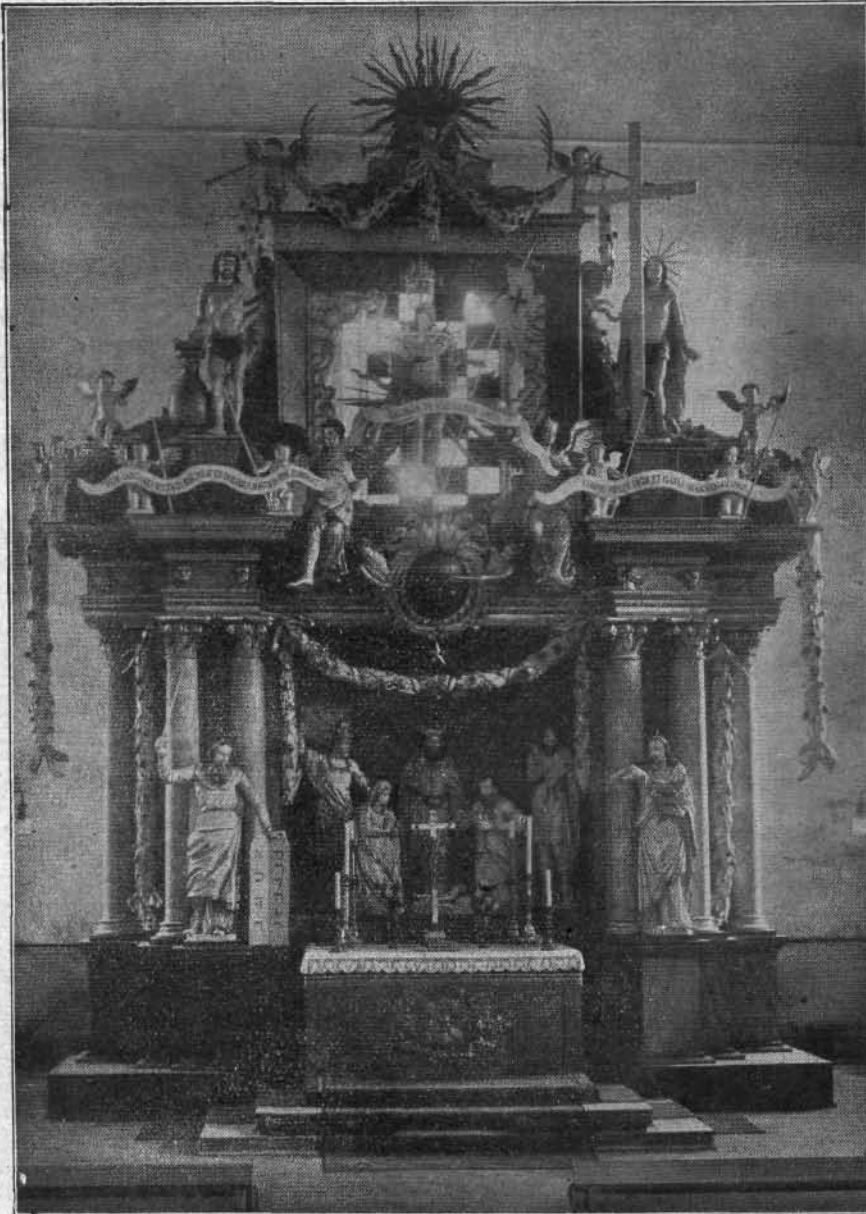


Das alte Josephskirchlein und die St. Salvator-Kirche in Jöhstadt

Unsere Bilder führen uns heute einmal in das Reich der Kirchengeschichte von Jöhstadt. Besonders interessieren wird vor allem die Abbildung des alten Josephskirchleins. Die Stadt entwickelte sich aus dem Dorfe Josephsdorf (auch Jöhdorf, Jöhdorf, Gisdorf, Riesdorf etc.) und wurde ohne Zweifel allmählich bei der Josephs-Wallfahrtskirche angebaut, welche ihre Stelle auf dem Markte hatte und im Jahre 1839 abgetragen wurde. Herzog Heinrich erhob das Dorf zum Marktflecken und Kurfürst Johann Georg I. im Jahre 1655 zur Stadt. Der Name Josephsstadt verwandelte sich allmählich in Jöstadt, dann in Jöhstadt. So ist also die alte Josephskirche für Jöhstadt ein geschichtliches Denkmal. Auch als die St. Salvator-Kirche schon längst gebaut war, ließ man das Kirchlein noch stehen. Es wurde nebenbei zu den Fasten- und Zeichenpredigten benutzt. Erst im Jahre 1883 wurde es wegen Baufälligkeit im Juni unter einer angemessenen Feierlichkeit entweiht, für 75 Taler zum Abbruch verkauft und vom 8. Juli 1893 an abgebrochen. Die St. Salvator-Kirche, deren Abbildung wir auf der 8. Seite unserer Heimatblätter veröffentlichen, wurde in den Jahren 1675 bis 1677 errichtet, und zwar mit Beihilfe der Evangelischen Deutschlands, Schwedens, Dänemarks und der Schweiz. Die völlige Restaurierung der Kirche wurde im Jahre 1862 vollendet. Der einschiffige, mit Holzdecke versehene Bau ist mit Strebepfeilern besetzt, desgleichen der Chor, welcher die Breite des Schiffes umfaßt.



Das alte Josephskirchlein zu Jöhstadt



Die innere, wie äußere Ausstattung ist gleichfalls völlig erneuert. Wir kommen nun zu dem Altarwerk, welches wir unseren Lesern im Bilde zeigen. Dieses wurde im Jahre 1676 von Andreas Behold errichtet. Das aus Holz errichtete Werk hat die außergewöhnlichen, großen Maße von zirka 9 m Höhe und 6,3 m Breite und baut sich als korinthische Säulen-Architektur auf. Die mittlere Hauptfläche zeigt in lebensgroßen, freien Figuren die Anbetung des Christuskindes durch die heiligen drei Könige, während die Seitenfelder gleich groß gebildete, freie Figuren von Moses und Johannes dem Täufer enthalten. Den oberen Teil schmücken die lebensgroßen Figuren des gegeißelten Herrn, des Herrn mit dem Kreuze und des Auferstandenen. Engelsfiguren mit den Leidensinstrumenten, mit Palmenzweigen und Posaunen treten hinzu. Ein von zwei Kinderfiguren gehaltener Schild über der Hauptdarstellung trägt die Inschrift: Deo patri bini fratres Meyeriani hanc aram pietatis arrham posuerunt MDCLXXVI. Das weiß gestrichene, mit reicher Vergoldung versehene Werk ist, seiner Entstehungszeit gemäß, lebhaft gedacht und ebenso lebhaft, wie technisch meisterlich durchgeführt; Vorzüge, welche dasselbe zu den wertvolleren seiner Zeit im Lande befindlichen zählen lassen. Im Anschluß an unsere Betrachtungen möchten wir noch einige Erklärungen zu den überaus wertvollen Kirchengeräten geben. Da ist zunächst der Kelch, Silber verg., 15 cm hoch, mit sechsblättrigem Fuße, auf den Noteln IHESVS; bez. 1651. — Ein desgl., 27,5 cm hoch, sein achtblättriger Fuß zeigt gravierte, gute Ornamente; gest. von Paulus Stecher 1659. — Abendmahlskanne; Silber. 18 cm hoch; einfache Arbeit, aus der Mitte des 17. Jahrh. — Taufbecken, Zinn, 1735 gestiftet. Von den vielen Inschriften, welche das Becken bedecken, ist folgende bemerkenswert: Aus der ersten Ausbeute an Silber, Blei und Erzen etc. zu Jöhstadt gemacht, nachdem es zur Stadt erhoben. Churpr. Friedrich Fundgrube gehörig zur Friedrich August Fundgrube.

Altarwerk der St. Salvator-Kirche zu Jöhstadt

endlich ins Treppenhaus des Nebengebäudes, das verschlossen ist. Auf den ersten Stufen der Stagentreppe liegt eine Mücke.

Sind die Verbrecher auf den Hausboden gegangen und haben von dort den Weg über die Dächer genommen? Das Haus wird durchsucht. Auf dem Dachboden zeigen sich zwei offene Dachlücken, an denen noch die Leitern stehen. Briggs steigt aufs Dach, sucht es ab, geht bis zum äußersten Ende des Häuserblocks.

Hier deuten zwei offene Dachlücken den Einstieg an. Unerschrocken steigt Briggs ein, kommt ungehindert bis auf den Hausflur, die Tür klappt weit auf, das Schloß ist erbrochen, der Fluchtweg der Falschmünzerverbände ist rekonstruiert.

Von der Verhaftung Pat Vimes lesen Jackson und Fred mehrere Wochen später, als sie sich schon lange auf ihren ziellosen Ritten durch die Prärien von Texas befinden.

Der amüsante kleine Zwischenfall in Garden City mit dem lustigen Sheriff Morris ist beinahe vergessen, da fällt den Freunden eine Zeitung von St. Paul in die Hände. Hierin wird ausführlich über die Verhaftung berichtet, auch daß Ethel Stanford eine nicht kleine Rolle dabei gespielt hat. Ferner wird über Briggs fehlgeschlagenen Versuch berichtet, die letzten noch in Freiheit befindlichen Mitglieder der Bande in Chicago zu verhaften. Wer sich bisher immer noch dem Zugriff der Behörden habe entziehen können, das seien Price Zeeman, Winston Franch und Francis Arbuckle, sowie eine ganze Reihe von Agenten, die jedoch nur Werkzeug seien in den verbrecherischen Händen der drei Genannten.

Jackson muß an die Abschiedsgene denken zwischen ihm und Ethel. „Ich warte auf dich“, rief sie ihm nach. „St. Paul, Summit-Avenue, Bar zum wilden Jack!“ Nun hat sie dazu beigetragen, daß einer der Hauptmacher der Bande hinter Schloß und Riegel sitzt.

Ethel — na, wenn das nicht gewesen wäre, der verfligte Zwischenfall mit dem Zeeman, wo sie dessen Geld vorzog, dann könnte Jackson das Mädchen eigentlich noch ganz gern haben. Vollkommenheit kann man ja von einem Mädchen nicht verlangen. Aber sie scheint doch ernstlich bereit zu haben und ihn, Jackson, wirklich zu lieben. Hübsch ist sie, die Kaze. Wenn sie einem die weiche, weiße und duftende Hand auf den Schnabel legte, wenn man die warme Innenfläche fühlte, das war eigentlich, verfligt noch einmal, ganz schön.

Eigentlich habe ich so etwas wie ein Versprechen abgegeben, im Herbst nach St. Paul zu kommen und ihr zu sagen: was ist, ja oder nein!! Ewig kann man schließlich nicht den Reiter ohne Ziel spielen und durch die Staaten vagabundieren, zumal wenn Fred nicht mehr mit von der Partie ist. Fred spricht jetzt sehr häufig von seiner Heimat, von Deutschland, hält lange, ein wenig wehmütige Vorträge über Berlin. Und neulich sagte er ganz bestimmt, im Winter würde er sich an die deutsche Gesandtschaft wenden und um Heimbeförderung nach Deutschland bitten. Verständlich. Wo letzten Endes die Heimat ist, da sehnt man sich doch wieder hin.

„Fred, sag du mal dein Urteil, tauht die Ethel was?“

„Wie meinst du das, Jackson?“

„Zum heiraten natürlich!“

„Zum heiraten? Das weiß ich nicht! Aber daß das Mädchen in dich verliebt ist, das möchte ich beschwören. Und das ist ja

schließlich die Voraussetzung. Möchtest du sie denn heiraten, wenn — ich nach Hause fahre?“

Da ist es wieder — Fred will heim!

„Gut, dann heirate ich eben! Was soll ich auch anders anstellen, wenn du nicht mehr bei mir bist?“

„Du hast recht, Jackson! Was sollst du sonst machen? Das schlechteste Mädel ist die Ethel bestimmt nicht. Gott, sie hat große Rosinen im Kopf gehabt, das wird sich gelegt haben — und den Rest mußt du ihr noch austreiben!“

„Hm — na ja, natürlich werde ich ihr die großen Rosinen austreiben, selbstverständlich! Laß mich nur erst in St. Paul sein. Sollst sehen, wie ich sie umkrempel und ein ganz brauchbares Menschenkind aus ihr mache. Aber du! Alles hängt von dir ab. Wenn du in den Staaten bleibst, dann bleiben wir natürlich zusammen. Steht es denn schon fest, daß du nach Deutschland willst?“

„Ja, Jackson, wenn die Gesandtschaft mich über den großen Teich schafft, dann verlaße ich dich im Herbst!“

„Das steht felsenfest!“

„Bombenfest sogar!“ erwidert Fred und blickt in die Ferne.

„Dann werde ich Ethel gelegentlich einen Brief schreiben. Sie soll mich im Herbst erwarten, unterdes aber ihren inneren Menschen so an die Randare nehmen, daß ich nur Freude habe, wenn ich in St. Paul bin!“

„Schreibe, Jackson! — Ethel wird sich sehr freuen. Wann gedenkst du denn nach St. Paul aufzubrechen?“

„Wenn unser Geld alle ist. Das wird so September sein. Jetzt haben wir Ende Juli, also noch eine ganze Menge

Zeit. Bis dahin wird es sich ja auch herausgestellt haben, welchen Anteil du und ich an der Belohnung haben, dafür, daß wir in Garden City die fünf Kerle gefangen haben. Vielleicht bekommen wir jeder einen Tausender, dann trete ich Ethel nicht ganz arm unter die Augen und du hast einen Zehrpennig für Deutschland.“

Mit diesen Reden ist es Mittag geworden. Die Sonne steht am blaugrauen Himmel und fengt zum Götterbarmen, nirgends, nirgends in der weiten Ebene ein Baum oder Strauch, der Schatten bieten könnte. Trägere trappeln die Pferde ihren Weg, träge sitzen die Reiter in den Sätteln und sehnen sich insgesamt nach einer kühlen, schattigen Veranda, nach einem Glas Eiswasser.

Die heiße Luft zittert im Sonnenglast, das hohe Präriegras ist verdorrt und mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Alles lechzt nach Regen, nicht zuletzt der Farmer, dessen Sorge um die Ernte von Sonnentag zu Sonnentag größer wird. Jackson nimmt seinen Schlapphut ab und wischt sich den perlenden Schweiß von der Stirn. Zur Linken, wohl noch an die zwei Kilometer entfernt, ist ein Farmerhaus zu erkennen.

Beide Reiter blicken hinüber, sehnsüchtig. Dort mag Schatten und Kühle sein. Die Freunde sehen sich an und lesen sich gegenseitig den Wunsch aus den Augen, hinüber zu reiten und um einen kühlen Trunk zu bitten, vielleicht um Gastfreundschaft bis zum anderen Morgen. Nicht umsonst, man wird arbeiten dafür. Auf einer Farm gibt es in dieser Jahreszeit immer Arbeit.

„Wollen wir, Fred?“

„Ja, noch nie habe ich die Hitze so verspürt wie heute! Sie jagt einem das Mark aus den Knochen und macht schlapp. Los, reiten wir.“

(Fortsetzung folgt.)



Zeichnung Kießlich M

Beide Reiter blicken sehnsüchtig hinüber; dort mag Schatten und Kühle sein.

Reiter ohne Ziel

Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger



(23. Fortsetzung.)

„Nein, Mister Briggs“, sagt er, sich den Schaum vom Munde wischend. „In meinem Hause geschieht nichts Unrechtes. Was hat man Ihnen übrigens auf der Post gesagt?“

„Nichts Gescheites. Ja, vor langer Zeit seien dort einmal Postfächer für Mc. Lean eingegangen, jetzt nicht mehr.“

„Und was gedenken Sie jetzt zu tun, Mister Briggs?“

„Mit dem Nachtzug nach St. Paul zurückfahren“, erwidert Briggs achselzuckend. Ich habe gleich nicht daran geglaubt, daß hier in Chicago etwas zu erfahren ist. Aber die Herren Vorgesetzten sind ja immer schlauer. Der einzige Erfolg ist, daß ich mir die Nacht um die Ohren schlagen und trotzdem morgen wieder zum Dienst erscheinen muß.“

Nach einer guten Stunde verabschiedet Briggs sich, angeblich, um den Nachtzug nicht zu veräumen. Der Hauswirt schließt das Haus ab und geht mit einem eigenartigen Lächeln in seine Stube zurück. Hier öffnet er ein versteckt angebrachtes Wand-schränken, entnimmt diesem einen Telephonapparat, dreht die Kurbel und ruft leise, als sich am anderen Ende des Drahtes jemand gemeldet hat:

„Alles in Ordnung! Er fährt nach St. Paul zurück! Wie? Ja, ich warte noch eine Weile und komme dann zu Euch! Schluß!“

Langsam stellt er den Apparat in das Schränkchen zurück, will sich noch eine von Briggs Flaschen zu Gemüte führen, da prallt er mit einem lauten Ausruf des Erschreckens zurück. An dem offenen kleinen Fenster, das die Stube mit dem Hausflur verbindet, ist der Kopf Briggs zu sehen. Der Hauswirt will in die Tasche greifen, da schnell Briggs Arm hoch, ein Revolver starrt den Hauswirt an.

„Machen Sie keinen Unsinn, Mann, kommen Sie ans Fenster! Schnell!“ Zögernd, mit erhobenen Armen, tritt der entlarvte Hauswirt ans Fenster. Mit greulichen Verrenkungen gelingt es Briggs, sich soweit durch das Fenster zu quetschen, daß er dem Hauswirt die Pistole aus der Tasche nehmen kann.

Zwei Minuten später ist der Entlarvte gefesselt. Ein Anruf über das öffentliche Telephonamt ruft die Polizei herbei. Auf alle Fragen, wohin die Leitung des geheimen Telephons führe, schweigt der Hauswirt beharrlich.

Briggs läßt ihn schließlich von einem Beamten abführen und mit den beiden anderen macht er sich daran, der Telephonleitung nachzugehen. Halt! Es muß jemand in der Stube sein, falls ein Anruf des geheimen Telephons erfolgt. Briggs beschließt, nur einen Beamten mitzunehmen und den anderen in der Hauswurstube zu lassen. Das Licht wird bis auf die kleine Tischlampe ausgelöscht, so daß der Beamte nicht gleich als Fremder zu erkennen ist.

Die Telephonleitung läuft hinter dem Schränkchen, unter der Tapete entlang, zum Fußboden, ist in demselben eingelassen und verschwindet unter dem kleinen Fenster plötzlich im Erdboden, was darauf hindeutet, daß sie in die Kellerräumlichkeiten führt. Briggs befindet sich noch in der Stube, da surrt es leise in dem Schränkchen, das geheime Telephon!

Briggs geht an den Apparat und meldet sich mit einem kurzen „Hm!“, um sich nicht durch die Stimme zu verraten.

Niemand meldet sich. Erst als sich Briggs nochmals mit einem leisen „Hallo“ meldet, antwortet eine tiefe Stimme:

„Damned! Wer ist denn da eigentlich?“

„Na ich“, entgegnete Briggs und es blüht in ihm auf, daß er nicht einmal den Namen des verhafteten Hauswirts weiß.

„Wer? Ich?“ fragt die ungeduldige Stimme. Briggs schmeißt Blut und Wasser.

„Stelle dich nicht so dumm an!“ ruft er brummig. „Was willst du denn eigentlich?“

Am anderen Ende wird getuschelt. Dann ein leises Knacken. Die Verbindung ist unterbrochen. Der Mann (oder die Männer) muß gemerkt haben, daß in der Stube des Hauswirts etwas nicht stimmt. Briggs beschließt zu handeln. Mit beiden Beamten begibt er sich, nachdem er alle Kellerschlüssel vom Brett genommen hat, in den Keller.

Das Licht dreier Taschenlampen erhellt schier endlose Gewölbe, in denen allerlei Gerümpel herumsteht. Dann aber kommen Türen, zu denen kein Schlüssel paßt. Und hinter diesen Türen ist ein leises, aufgeregtes Leben!

Die Beamten horchen. Schritte — — unterdrückte Rufe, dann Laufen, Geräusche, als ob schwere Gegenstände über den Boden geschleift werden. Eine Tür wird zugeworfen und abgeschlossen. Dann ist alles ruhig. In fiebernder Wut stehen die Beamten vor zwei festen Eisentüren und können nicht hinein.

„Zurück!“ befiehlt Briggs und eilt voraus, um vielleicht auf der Straße verdächtige Personen abzufangen, zum Beispiel an der Hinterfront des Gebäudes. Ein Beamter wird abgeschickt, um einen Schlosser zu holen, denn Briggs Dietrich, den er immer bei sich trägt, und mit dem er vorhin wohl die Haustür öffnen konnte, hat unten, bei den eisernen Kellertüren, versagt.

Nichts rührt sich an der Hinterfront des Hauses, vor dem ein unbebauter Platz liegt. Endlich erscheint der ausgeschickte Beamte mit einem Schlosser, der erst langatmig sich danach erkundigt, ob die Gentlemen auch ein Recht hätten, so bei Nacht und Nebel irgendwo einzubrechen. Briggs zückt seinen Ausweis, die beiden anderen Beamten ebenfalls, der biedere Schlossermeister setzt seine Brille auf, studiert beim Schein der Taschenlampe ewig und drei Tage und erklärt endlich:

„Die Ausweise können gefälscht sein, Gentlemen, das soll schon vorgekommen sein hier in Chicago. Gehen wir doch zur nächsten Polizeistation, und wenn es mir dort gestattet wird, dann öffne ich Ihnen alle Türen, die sie mir angeben.“

Also in Gottes Namen. Der Beamte geht mit dem Schlossermeister ab und ist „schon“ nach zwanzig Minuten zurück. Briggs tanzt vor dem Hause vor Ungeduld wie ein Derwisch und flucht wie ein Rohrspatz. Der Schlossermeister will sich entschuldigen, der Oberinspektor wisse doch, in Chicago passieren die tollsten Sachen und er möge nur nicht böse sein, der Oberinspektor.

„Nun hören Sie endlich auf, Mann!“ brüllt Briggs, „und kommen Sie!“

So langatmig der biedere Schlossermeister in seiner Rede ist, so flott arbeitet er. Im Nu sind die beiden Türen auf. Unmittelbar hinter beiden Türen beginnt eine abwärts führende Treppe, die in ein und denselben Raum führt.

Die Lampen beleuchten spukhaft blizende Maschinenteile, lange Arbeitstische. Briggs sucht nach einem Lichtschalter, findet einen und schaltet ein. Den Blicken der erstaunten Beamten zeigt sich eine mit allen Mitteln moderner Technik ausgestattete Fälschmünzwerkstatt. Hier kamen, seitdem in St. Paul das Feld geräumt werden mußte, die falschen Scheine zur Welt.

Die Verbrecher sind leider ausgeflogen. Wohin, das zeigt sich. In der entferntesten Ecke des großen Raumes ist eine Tür verschlossen. Der Schlosser öffnet sie. Ein langer Gang, der, vielfach gewunden, zum Nebenhause zu führen scheint.

Aber da hätten die Verbrecher doch auch die Straße betreten müssen auf ihrer Flucht? Stecken sie etwa noch im Nebenhause? Briggs und die Beamten aehen dem Wea nach, kommen

Der Dichter und das Pfarrertöchterlein

Aus Theodor Körners Leben

Pfarrerstöchtern begegnet man doch überall, auch im Leben unserer Poeten; nicht nur im Leben unsers Dichtersfürsten, der im Pfarrhaus zu Sessenheim so glückliche Stunden verlebte hat, spielt eine Pfarrerstochter eine Rolle, sondern auch im Leben des edlen Freiheitskämpfers, des herrlichen Theodor Körner, der als Bergstudent in Freiberg ein ähnliches Idyll in einem Pfarrhaus erlebte, wie der Student der Rechte Wolfgang Goethe in jenem elssässischen Dorfe, das durch Friederike, die Pfarrerstochter, zu so großer Berühmtheit gelangt ist.

Es war im Jahre 1807, daß Theodor, kaum sechzehnjährig, nach dem alten Freiberg zog, um die dortige berühmte Bergakademie zu besuchen. „Seit heute bist Du nun, lieber Sohn, Dir selbst überlassen“, schrieb der Vater. „Ich liebe die Vermahnungen nicht, weil ich sie für unnötig halte, wenn man Grund zum Vertrauen hat, und weil sie im entgegengekehrten Falle ganz unnötig sind. Ohne Vertrauen auf Dich würde ich sehr unglücklich sein; aber ich rechne fest darauf, daß Du fortfahren wirst, Deinen Eltern Freude zu machen.“ Er hat es getan. Mit Eifer widmete er sich seinem Studium und seiner allgemeinen Fortbildung, nebenbei auch der Musik und Poesie, und wenn er, was häufig geschah, in Dresden erschien, da hatten die Eltern nebst Tante Dora und Schwester Emma ihre helle Freude an dem munteren, frischen, fröhlichen Bergstudenten.

Es konnte nicht fehlen, daß in dem jungen, leichtentzündlichen Herzen die Liebe sich regte. Er lernte in Freiberg ein reizendes Mädchen kennen, just so alt wie er selbst; und sie nahm sofort sein Herz gefangen.

Im Jahre 1803 war der Pfarrer zu Canitz bei Wurzen, Johann Gottfried Biedermann, ein geborener Freiburger, seit 1778 Konrektor in Marienberg und 1784 Rektor in Oschatz, seit 1790 auf jener ländlichen Pfarrstelle, als Frühprediger an die Kirche zu St. Nicolai nach Freiberg gekommen. Er hatte eine Tochter, Hannchen mit Namen. Sie war ein Weihnachtskind, gerade am 25. Dezember 1790 in Canitz geboren, und zeichnete sich durch große Schönheit und liebenswürdiges Wesen aus. Sie war in allen häuslichen Arbeiten geschickt, wie sich das für eine Pfarrerstochter ziemte. Aber der Vater hatte es auch an ihrer geistigen Ausbildung nicht fehlen lassen. Sie besaß Verständnis für Poesie und liebte die Musik.

Es mochte wohl im Jahre 1808 gewesen sein, daß sich die beiden jungen Leuten zuerst begegneten. Da fingen die jungen Herzen Feuer. In begeisterten Tönen besang der Dichter das schöne Mädchen. Alle die Gedichte, die er ihr widmete, sind erfüllt von der Versicherung der Treue, von der heißesten Verehrung und von dem Verlangen nach dem Besitz des herrlichen Geschöpfes, und Theodor scheint in allem Ernste an eine Verlobung mit ihr gedacht zu haben. Sie sahen sich oft, auch nach dem frühen Tode des Vaters, der noch in demselben Jahre 1808 auf einer Besuchsreise bei Dresden im besten Mannesalter starb. Poesie und Musik führten die Herzen immer näher. Theodor verstand die Gitarre meisterlich zu spielen. Er komponierte auch für dieses damals sehr beliebte Instrument; er setzte fremde und

eigene Lieder für Gitarre in Musik. Da sah man ihn denn oft bei seinem Hännchen sitzen und sie auf der Gitarre die Lieder spielen lehren, die er selbst für sie gedichtet und komponiert hatte, und es bedarf der Worte nicht, um anzudeuten, was das für ein romantischer Musikunterricht gewesen sein mag. Schon die Ueberschriften der Gedichte, die der jugendliche Dichter seiner Herzallerliebsten gewidmet, verraten, welche Gefühle er für sie im Herzen trug. „Liebesrausch“, so betitelt sich eins, das Körners Vater später in die Ausgabe der „Knospen“ aufgenommen hat; es trägt ursprünglich den Titel: „An Hännchen“. Ein andres nennt sich „Sehnsucht“; es beginnt mit den Worten: „Ich denke Dein beim Strahl“ und trägt heute in den Körner-Ausgaben die Bezeichnung „An die Liebliche“. Ein drittes „Weibertru“ hebt

an: „Traut, Männer, traut den Weibern nicht!“, ein viertes „Mein Mädchen“: „Erklinge, Lied, in süßen Tönen“. Dazu gesellt sich noch ein Gelegenheitsgedicht zu Hännchens neunzehntem Geburtstage am 25. Dezember 1809, das die glühendste Liebe zu dem besungenen Mädchen atmet. Bis zum 3. April 1810 spann sich das zarte, „freundschaftliche Verhältnis“ fort. Es mochte etwa zwei Jahre gewährt haben, wie aus den Daten bei einzelnen Gedichten hervorgeht. Dann folgte die Lösung. Aus welchem Grunde, ist unbekannt. Theodor schrieb einen Brief, in dem er der Geliebten



Es zogen drei Burtschen wohl über den Rhein (Zeichnung v. L. Richter.)

Rechenschaft über die Empfindungen ablegte, die ihn bewegten, und versicherte, er werde nie aufhören, sie innig zu lieben und zu achten. Hännchen Biedermann, das vaterlose Pfarrerskind, nahm eine Stellung in Dresden an, und der Zufall wollte, daß sie in eine Familie kam, die mit Körners in demselben Hause wohnte. Als Theodor in der Weihnachtszeit 1810 in Dresden weilte, erhielt er davon Kenntnis; er hörte über sich Gitarre spielen und erfuhr zu seinem freudigen Staunen: Das ist das Freiburger Pfarrerstöchterlein! — Zu einer Annäherung kam es nicht. Die Ereignisse entwickelten sich rasch. Theodor ging nach Wien und dachte wohl als Bräutigam von Antonie Adamberger nicht weiter an die einstige Geliebte. Aber die Pfarrerstochter behielt den Dichter in treuem Herzen, verfolgte seinen aufsteigenden Ruhm, und als er 1813 bei Gadebusch den Heldentod gestorben, da weinte auch sie ihm heiße Tränen nach.

Hännchen Biedermann blieb unvermählt und bewahrte zeit lebens tiefe Verehrung für den herrlichen Theodor. Sie ist erst in hohem Alter gestorben. In der Nacht vom 6. zum 7. April 1880 ging sie heim, neunzigjährig. Noch als altes Mütterchen blätterte sie gern und mit tiefer Rührung in einem alten Buch in rotem Maroquin mit Goldprägung. Es war ihr Liederbuch mit Texten und Noten für Gesang und Gitarre. Theodor hatte es ihr einst geschenkt und sie alle darin enthaltenen Lieder zur Gitarre singen gelehrt. Bei den einzelnen Liedern stehen von Theodors Hand Dichter und Komponisten dabei. Auch alle die Lieder, die Theodor auf sie gedichtet, Kompositionen von Theodor und von seinem Vater zu Gedichten Schillers und anderer stehen darin.

